

GERT UEDING

Professorenspiele

*Karl May und seine Wissenschaftler**

Zu Anfang möchte ich von einem Gespräch erzählen, das ich vor inzwischen einer ganzen Reihe von Jahren mit einem befreundeten Kollegen an der TU Hannover führte. Der nämlich, Mitglied der Karl-May-Gesellschaft schon in ihren Anfängen, erklärte mir seinen überraschenden Austritt aus unserer Gesellschaft mit den Worten, alles Wichtige zu Karl May sei nun gesagt, und die Arbeit der KMG komme ihm nun so vor wie die übliche Dichterforschung über Goethe oder Schiller, wo man wie Rut noch jedes Gerstenkorn auf abgeerntetem Feld auflese – dazu habe er keine Lust, damit habe die Karl-May-Gesellschaft ihren eigentlichen Reiz für ihn verloren. Und er fügte (denn er ist ein gebildeter Mann) noch eine Goethe-Anspielung hinzu: die grüne Farbe der Kindheit habe sich in ein einförmiges wissenschaftliches Grau verwandelt.

An dieses Gespräch erinnerte ich mich, als ich über ein Thema nachdachte, das die eigenen gelegentlichen Irritationen aufgreifen sollte – Irritationen, die immer nämlich dann schwanden, wenn ich mich mit meinem Sohn über des kleinen Hadschi große Beredsamkeit oder, vor einem Gemälde mit Wüsten- und Gebirgsmotiven in der Méditerranée-Ausstellung in Marseille stehend, über dessen Ähnlichkeit mit Mays Abenteuerlandschaft unterhielt. So kam es zum Thema ›Professorenspiele‹, die natürlich Gelehrtenspiele sind; denn ein ganz wesentlicher Punkt unterscheidet die Karl-May-Gesellschaft bis heute von anderen literarischen Gesellschaften, das ist das überaus breite wissenschaftliche Interesse aller ihrer Mitglieder, ob sie sich nun aus einem professionellen Hintergrund heraus oder sozusagen als Privatgelehrte oder als engagierte und in allen May'schen Winkelzügen bewanderte Leser ihrem Karl May und seinem Werk widmen.

Aber jetzt genug der Vorrede. Denn meine heutige Karl-May-Erkundung möchte ich mit einem Bonmot beginnen, das jedem in unserem Kreise vertraut ist und das sein Autor mit einer gewissen spitzbübischen Freude bei mancher passenden Gelegenheit gerne wieder im

* Vortrag, gehalten am 5. 10. 2013 auf dem 22. Kongress der Karl-May-Gesellschaft in Radebeul.

Munde führte. Ich meine Ernst Bloch und sein längst geflügeltes Wort: »Ich kenne nur Karl May und Hegel: alles, was es sonst gibt, ist aus beiden eine unreinliche Mischung (...).«¹ Ich habe es andernorts schon einmal zum Ausgangspunkt von Überlegungen gewählt, die der Frage nachgingen, wie viel die Philosophie von der Kolportage lernen kann.² Heute möchte ich mehr die Frage stellen, ob wir darin nicht noch einen anderen Fingerzeig entdecken können. Nicht, was die im engeren Sinne biographische Dimension betrifft, also das Gewicht, das Bloch beiden Autoren für seinen Werdegang selber einräumte. Auch nicht in Hinsicht auf Blochs deutliche Absicht, mit dieser Koppelung zweier so ungleicher, ja sich scheinbar fremder Schriftsteller bildungsbürgerlichen Hochmut zu verhöhnen. Über all das hinaus scheint mir in Blochs so scherzhaft wirkendem Wort noch ein weiterer Sinn verborgen. Er wird uns deutlich, wenn wir uns fragen, ob der Philosoph nicht andere Gespanne hätte zusammenschirren können: Kant und Karl May oder Fichte und Karl May oder gar Aristoteles und Karl May. Aber »Platon und Karl May« wäre uns vielleicht gar nicht so unpassend vorgekommen. Das liegt nicht nur an gewissen Strukturgleichheiten, die sich in beider Aufbau der Welt finden lassen, sondern auch an der, so will ich es einmal nennen, Arbeitsweise von beider Einbildungskraft – die Höhle Platons und die Höhle des Schut sind Abenteuerlandschaften des Geistes und der Seele. Aber natürlich liegt Hegel auch sonst näher. Beide, Hegel und May, gehören derselben Epoche, dem bürgerlichen Zeitalter, an und beide haben Grundfiguren dieser Epoche aufgegriffen und formiert. Und verhält sich nicht in Hegels »Phänomenologie« der Geist wie einer unserer Abenteuerhelden, indem er sich auf eine gefährvolle Reise begibt, die ihn von der sinnlichen Erkenntnis, dem Spurenlesen in der Welt der täuschenden Erscheinungen, zu immer größeren Fertigkeiten und zur Erweiterung seines Bewusstseins führt? Eine Reise, die ihn an den Rand des Todes, um nicht zu sagen: durch das Tal des Todes, führt, so dass er in seinem Innersten erzittert, wie Hegel schreibt?³

Das sind Analogien, doch sie führen in den Kernbestand des 19. Jahrhunderts, in dem beide Autoren, Hegel und Karl May, beheimatet sind. Bloch nennt in diesem Zusammenhang noch einen dritten Gewährsmann: nämlich Goethe, dessen Faust auf seinem »Zaubermantel durch die Reiche« getragen wird, der diese durchfährt »lernend, erfahrend der Welt und seiner selbst immer genauer teilhaftig«. »Das Individuum«, so fasst Bloch zusammen, »soll von seinem natürlichen Standpunkt zum wissenschaftlichen hingeführt werden, zu dem sich wissenden Geist«. ⁴

Und hier treffen wir nun auf eine weitere Pointe jenes anfänglich erinnerten populären Bonmots: Hegel und Karl May, diese ungleichen Dioskuren, beschreiben in ihren Büchern den »Erziehungsweg des menschlichen Bewußtseins«,⁵ und wenn wir sie nun in dieser Perspektive sehen, dürfen wir uns selber auch ein wenig mit ins Bild rücken, als Dritte im Bunde sozusagen. Claus Roxin spricht einmal von dem »Wunscherfüllungs-Charakter der Beschäftigung mit Karl May«.⁶ Und welcher andere Wunsch soll denn bei und mit dieser Beschäftigung erfüllt werden als derjenige des Fortschreitens von der im Lesen einst erlebten, nacherlebten Geschichte zur gewussten Geschichte, damit wir Klarheit erlangen über uns selber? Mit Hegels Worten, die etwas kompliziert klingen, aber (achten Sie auf ihre Bildlichkeit!) nicht graue Theorie schreiben:

Die Wissenschaft verlangt von ihrer Seite an das Selbstbewußtsein, daß es in diesen Äther sich erhoben habe, um mit ihr und in ihr leben zu können und zu leben. Umgekehrt hat das Individuum das Recht zu fordern, daß die Wissenschaft ihm die Leiter wenigstens zu diesem Standpunkte reiche, ihm in ihm selbst denselben aufzeige.⁷

Anders ausgedrückt: Wenn wir uns auch der Wissenschaft und der ihr eigenen Existenzweise gewachsen zeigen müssen, so hat diese die Aufgabe, die Leiter dazu in uns selber aufzurichten.

Was, um Gottes Willen, hat das alles mit unserem Karl May, mit Winnetou und Old Shatterhand, gar mit unserer May-Forschung zu tun? Karl May selber hat das Thema, mit dem ich mich heute beschäftige, verschiedentlich aufgegriffen. Wenn wir uns in seinen Büchern umsehen, stoßen wir freilich auf zweideutige Antworten. Der, wenn ich recht sehe, erste Wissenschaftler oder Gelehrte, dem wir da begegnen, ist ein Professor, der keiner ist, der sich sogar als »*Mitglied der academique [!] francaise*« ausgibt, doch liegt in seinen Blicken etwas *Lauerndes und Feindseliges*,⁸ er guckt *stechend*, und seine *harte, scharfe Stimme (wirkt) ... abstoßend*.⁹ Alles Kennzeichen, die ihn als Bösewicht entlarven, und so ist er in Wahrheit auch ein Verbrecher und Mörder, der Wanda, der titelgebenden weiblichen Hauptfigur, nach dem Leben trachtet.

Wenn wir nun in der Professorengalerie weiterschreiten, ungefähr am Faden der Werkchronologie entlang, stoßen wir aber jetzt auf respektable Persönlichkeiten. Einer der ersten ist eine medizinische Kapazität aus Frankreich: Professor Charles Francois Letourbier, wohnhaft in Paris, wo wir ihn im 4. Arrondissement in der Rue de la Lavande Nr. 4 finden können, in der er in der ersten, also der bel étage,

lebt. Wir kennen ihn als den Lehrer Sternaus, der sein Lieblingsschüler und sein möglicher Nachfolger war.¹⁰ Der Professor wird seinem jungen Kollegen auch in einer schlimmen Lebenskrise beistehen. Nämlich die Therapie mitentwickeln, durch die Sternaus Geliebte, die von ihren Feinden durch ein Gift verrückt gemachte Contezza Rosa de Rodriganda, von ihrem Wahnsinn geheilt wird. Noch einen weiteren, diesmal Wiener Professor, Mediziner auch er, bietet May auf, um Sternaus ärztliche Autorität und den akademischen Hintergrund zu fundieren, aus dem er stammt. Es ist ein Professor Berthold, den Sternaus seinen *Freund und Gönner*¹¹ nennt. Er hat einen Sohn, der in die Fußstapfen des Vaters getreten ist, aber als Arzt und Naturwissenschaftler nicht in seiner Heimat seinen Wirkungskreis erschöpft hat, sondern an einer Expedition in Mexiko teilnimmt. Dieser ist ein Mann der Tat und deutet als solcher auf einige Nachfolger voraus, die das übliche Gelehrtenklischee verändern. Doch davon später. Vor der Hand kommt ihm noch eine weitere publikumswirksame Handlungsfunktion zu: die eines anfangs widerwilligen Akteurs in einer heißen Liebesgeschichte nach dem Schema ›Halb zog sie ihn, halb sank er hin‹; worin hier noch seine wichtigste Wirkungsweise besteht.¹²

Aufgaben ganz anderer Art erfüllt der nächste Wissenschaftler, der uns entgegenkommt, oder besser nicht ›kommt‹, weil er aus seinem Arbeitszimmer gar nicht herausfindet, ja gelegentlich den Besuch, den er aus dem Fenster schon begrüßt hat, unten vor der Tür stehen lässt: Auf der vergeblichen Suche nach dem Hausschlüssel hat er ihn auch schon wieder vergessen. 1891/92 erschuf May ihn für das Figuren-Ensemble eines Romans, der später ›Satan und Ischariot‹ heißen sollte, und zwar in der Episode ›In der Heimath‹, die in der Druckfassung fehlte und erst seit 1997, also gut 100 Jahre später, in einer dem Original angenäherten Textgestalt unter dem Titel ›Old Shatterhand in der Heimat‹ zugänglich gemacht wurde. Der Schriftsteller Karl May, erstmals das Inkognito Old Shatterhands und Kara Ben Nemsis ungeniert lüftend, führt ihn als seinen »Lehrer und Gönner«¹³ ein (»Ich hatte auf der Universität einen Professor, einen gewaltigen Philologen, der sich meiner auf das freundlichste annahm (...).«¹⁴). Der wiederum schätzt ihn so sehr, dass er von seinem Schüler jetzt als von seinem »liebe(n) Kollege(n)«¹⁵ spricht. Die beiden erproben im kollegial-kuriosen Dialog ihre arabischen und indianischen Sprachkenntnisse, der eine als Stubengelehrter, der andere als eine Art Forschungsreisender an der Sprachfront. Wobei nun endlich das Rätsel gelöst wird, woher denn Karl May die Grundlagen für seine so überaus polyglotten Sprachkenntnisse bezogen hat.

Bedenkt man freilich die spielerische Laune, in der May diese angeblich autobiographischen Mitteilungen ausphantasiert, so wird niemand auf die Idee kommen, sie etwa buchstäblich zu nehmen. Zumal der Autor selber aus der Rolle fällt. »Der freundliche Leser befürchte ja nicht«, so mahnt er zu Anfang der Episode,

daß dieser mein Lehrer die Hauptperson einer Erzählung werden soll. O nein! Das Sujet ›Professor‹ ist so oft gut und auch nicht gut behandelt worden, daß ich mir eine Blöße geben würde, wenn ich es noch einmal behandeln wollte – ob schlecht oder gut, das bliebe sich gleich.¹⁶

Das Dementi erfüllt auch hier seine rhetorische Funktion, es bekräftigt sein Gegenteil. Denn natürlich haben wir in der Figur dieses Professors eine Variante der im 19. Jahrhundert so beliebten Sonderlingsfigur vor uns, deren Wurzeln bis zu dem Dottore, dem gelehrten Possenreißer der *Commedia dell'arte*, zurückreichen. Karl May hatte sich ihrer schon früher bedient, und zwar in seinen beiden Abenteuer-Narren Dr. Morgenstern und Don Parmesan, im ›Vermächtnis des Inka‹. Der eine: ein Privatgelehrter und Paläontologe, dessen Fossilien-Manie ihn in immer neue Abenteuer verstrickt; der andere: ein etwas zweifelhafter Chirurg auf krankhafter Suche nach immer neuen Opfern seines medizinischen Betätigungsdrangs, dessen ständiger Werbespruch »*ich sâble alles, alles herunter!*«¹⁷ den anvisierten Opfern mehr Entsetzensschauer den Rücken herablaufen lässt als Hoffnung einflößt.

Es ist offenkundig, dass der *Kantor emeritus* Hampel aus dem (bald nach der Professorenhumoreske ›In der Heimath‹ entstandenen) ›Oelprinz‹, obzwar als Künstler, doch in eine Seitenlinie dieser komischen Figuren gehört. Wir werden uns noch selbstkritisch zu fragen haben, ob Karl May mit ihnen nicht sehr vorausschauend einen Gelehrtentypus karikiert hat, in dessen Spiegel blickend wir einige vertraute Züge entdecken mögen. Im Augenblick mag genügen, dass sich Karl May mit diesen Sujets in einer festen Tradition verankert hat, deren Konjunktur in seinem Jahrhundert einige aufschlussreiche Rückschlüsse auf die Funktion von Kunst und Wissenschaft in der zeitgenössischen, der modernen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, nahelegt. Der Sonderling tritt schließlich nicht nur auf der Bühne oder im Buch auf, er amtiert auch als ausgeprägter Sozialcharakter: als Philosoph wie Schopenhauer, als Anatom und Phrenologe wie Franz Joseph Gall, als Dichter wie Jean Paul oder E. T. A. Hoffmann.

Mit anderen Worten: Hier bei Karl May haben wir nicht etwa ein peripheres Phänomen, hier haben wir eine Signatur der Epoche, die

mehrfacher Auslegung fähig ist. Das 19. Jahrhundert, wissenschaftsgläubig wie es fortschreitend immer mehr wurde, entfremdete die Erkenntnis der Dinge und ihre praktische Nutzung von allen Bestimmungen der Tradition, Religion und Metaphysik. Was nicht als notwendig für die rationale Begründung und Selbstausslegung der Gesellschaft galt, wanderte in Randbereiche, erschien abseitig und komisch, als Gegenstand, an dem sich der subjektive Witz ungehindert geltend machen konnte. Kunst und Literatur rächen sich bisweilen für solche Ausgrenzung und porträtieren den reinen Wissenschaftler als Marionette seiner instrumentellen Vernunft (um einen sehr passenden modernen Begriff zu verwenden), also als einen Torso, abgeschnitten von allen Tiefen und Höhen des menschlichen Daseins: Jean Pauls Dr. Katzenberger ist das frühe Porträt dieses Wissenschaftler-Typus.¹⁸

Karl Mays skurriler Professor – womit ich zum gegenwärtigen Hauptpunkt zurücklenke – verrät in allen Zügen noch die Abstammung aus dieser Linie – selbst der wahnsinnige William Ohlert aus dem ›Scout‹ bzw. dem zweiten ›Winnetou‹-Bande, der *sich nicht nur für einen bedeutenden Gelehrten, sondern sogar für einen Dichter gehalten (hatte)*,¹⁹ zeugt, wenn auch auf desperate Weise, noch von jener Entfremdung. Doch wie so oft hat May damit nicht das letzte Wort über eine Idee gesprochen, die er zwar anderen verdankt, sich aber auf besondere Weise aneignet.

Schon wie er die Figur behandelt, ist aufschlussreich. Den gelehrten Sonderling, bei Jean Paul oder Wilhelm Raabe oder Gottfried Keller beschwert mit der ganzen Dialektik der Moderne, die das 19. Jahrhundert in alle Richtungen entwickelt, führt Karl May an seine komödiantischen Anfänge zurück, auf diese unbeschwerten Spielfiguren des Volkstheaters. Wie wohl auch die meisten anderen seiner komischen Figuren rekrutierte er den närrischen Professor aus der volkstümlichen Komödie, wo z. B. Wilhelm Christhelf Sigmund Mylius 1777 seinen ›Hanswurst Doctor nolens volens‹ hatte auftreten lassen und der lustige ›Demokritos‹ (so Karl Julius Webers philosophischer Beitrag zur populären Figur²⁰) in mancherlei Verkleidungen sein komisches Wesen trieb. Jedenfalls so lange bis die Aufklärung mit derartigen Possenreißereien reinen Tisch machte – zum Glück nicht für allzu lange: Des jungen Goethe ›Jahrmarktsfest zu Plundersweilern‹ und der romantische Blick auf die verkehrte Welt mögen als Beispiele für die Rehabilitierung der lustigen Personen genügen. May bediente sich ihrer zu seinen Zwecken, doch beließ er es nicht dabei.

Von einer ganz anderen, ihm historisch viel näheren Seite bekommen Mays Gelehrtenfiguren nun gerade entgegengesetzten Zuzug. In der Figur des jüngeren Berthold war uns dieser Typus schon begegnet, der in Forschungsreisenden wie David Livingstone oder Alfred Brehm seine vielbesprochenen Vorbilder hatte: Wie Faust aus seiner Studierstube ausbricht, um das volle, reiche und unbekannte Leben zu erfahren, so studierten auch sie das Buch der Natur an Ort und Stelle – an den Orten und den Stellen möglichst, in denen die Natur noch natürlich, ursprünglich, sie selbst sein sollte. So vereinigten sie in sich Wissenschaftler und Abenteurer, Gelehrte und Tatmenschen. Karl May hat sich diesen Gelehrtentypus nicht entgehen lassen; in der ›Sklavenkarawane‹ bewährt er sich auch auf dem Papier, in Gestalt der Brüder Emil und Joseph Schwarz. Emil trägt auch das Erkennungszeichen auf der Nase, das May den meisten seiner Gelehrten verschrieben hat: die Brille natürlich, die ihm zu dem sprechenden arabischen Beinamen *Vater der vier Augen* verholfen hat. Das Komödienschema des weltfremden Professors spielt in die Handlung mit hinein, da seine Gegner irrigerweise auch im Falle von Emil Schwarz von diesem Vorurteil ausgehen und ihn deshalb, für sie höchst fatal, unterschätzen. So landen sie dann wohlverdient vor dem Strafgericht des *Vaters der Fünfhundert*.

Emils Bruder Joseph Schwarz, der mit seinem Freund und Kollegen Dr. Ignatius Pfotenhauer eine gleichzeitig und parallel laufende Expedition leitet, steht dem Älteren in nichts nach und ist es schließlich, der die teilweise desperate Handlung zu einem guten Ende bringt. Die idyllische Schluss-Szene führt uns in eine *der bekannten süddeutschen Universitätsstädte*,²¹ wie wir sie schon aus ›Kong-Kheou, das Ehrenwort‹ kennen, das ein Jahr vor der ›Sklavenkarawane‹ erschienen war. In der Gartenstraße 6 lesen wir dort auf den Türschildern im 1., 2. und 3. Stock des Hauses in dieser Reihenfolge die Namen *Professor Dr. Emil Schwarz*, *Professor Dr. Joseph Schwarz* und *Professor Dr. Ignatius Pfotenhauer*,²² die geballte gelehrte Dreieinigkeit, deren Gepräge nun wieder scheinbar ganz ins komödiantische Genre zurückgefunden hat. Doch dürfen wir hier eher ein Spiel mit dem Inkognito des Helden vermuten, wie wir es bei Karl May immer und immer wieder erlesen können. Es betrifft, ganz im Sinne meines Themas, in kaum geringerem Maße seinen Haupthelden, den (nach Halefs rühmenden Worten) »*der Prophet mit Weisheit*«²³ gespeist hat. Auch er präsentiert sich stets als studierter Mann und Doktor gar und erkundet als Old Shatterhand oder Kara Ben Nemsî fremde Länder und Sitten, um darüber Bücher zu schreiben.

Den Professorentitel hat ihm sein Autor allerdings doch vorenthalten.

Es lohnt sich, im Kontext meiner Überlegungen noch auf zwei weitere Verkörperungen des Gelehrten unser Augenmerk zu richten. Da ist zunächst ein Professor aus Philadelphia namens Garden. *Er schien Gelehrter*, bemerkt der Erzähler des Buches ›Und Friede auf Erden!‹ noch ganz aus dem Hörensagen heraus, *speziellen Berufes, wahrscheinlich Arzt, zu sein und war von Amerika nach dem Oriente gekommen, um die Krankheiten, besonders die Pest, zu studieren.*²⁴ Er stellt sich dann wirklich als *ein sehr scharfsinniger, kluger Mann und dabei ein vorurteilsloser, edel denkender Menschenfreund*²⁵ heraus, dem May die eigene Kritik am europäischen Imperialismus und Rassismus, an Intoleranz und Inhumanität in den Mund legt. Ein Wunschbild, das ebenso denkbar weit von der Komödienfigur entfernt ist wie von der zeitgenössischen Wissenschaft, die sich höchst selten einmal solchen Ideen aufgeschlossen zeigte.

Einen zwiespältigen Eindruck hinterlässt das letzte Beispiel in meiner Reihe. Ich entnehme es Mays kuriosestem Mysterienspiel ›Babel und Bibel‹ von 1906. Babel ist der Name eines Archäologen (Brillenträger, wie es sich für seinen Stand gehört); er tritt uns als ernste, grüblerische, doch sehr sympathische Figur entgegen, neigt dann aber letztlich, wie Imam und Kadi, zu hybrider Selbstüberschätzung: *Ich, Babel, bin die heilige Wissenschaft.*²⁶ Die Überzeugung schützt ihn nicht davor, dass seine Werke in einer großen Bücherverbrennung in Rauch und Asche aufgehen. Wobei er sich, was die Szene für unser einschlägig geschärftes Gehör noch prekärer macht, von Marah Durimeh belehren lassen muss, dass nur aus religiöser Perspektive die Wissenschaft zur Wahrheit finden kann: *Du mußt die Erde aus der Höhe schauen, / Denn nur nach dort hinauf zeigt sie sich wahr.*²⁷ Der knappe Hinweis mag genügen. Besonders zukunftsträchtig kann man diese Idee nicht finden, May hat sie in diesen Jahren aber recht massiv auch anderswo vorgetragen, so etwa in den geschwellenen ›Briefen über Kunst‹, ebenfalls 1906 publiziert. Darin scheut sich May nicht, der Kunst die Aufgabe zuzuschreiben, *unser irdisches Wissen zum himmlischen Glauben emporzuführen.*²⁸ Solche fundamentalistischen Verstiegenheiten habe ich mir immer damit erklärt, dass May sich in dem juristischen und publizistischen Vielfrontenkrieg seiner Altersjahre um jeden Proselyten bemühte, den er glaubte für sich einnehmen zu können. In der Autobiographie taucht der Gedanke zwar ebenfalls wieder auf, doch von religiöser Schwärmerie befreit. *Die Wissenschaft ist wahr*, heißt es da zum Beispiel,

*und das Leben ist wahr. Die Wissenschaft irrt und das Leben irrt. Ihre beiderseitigen Wege führen über den Irrtum zur Wahrheit ... Es ist nur einem einzigen Auge vergönnt, sie vorauszusehen, und das ist das Auge des – – Märchens.*²⁹

Mit diesen Bemerkungen, die ein weites Feld anderer Bezüge bloß andeuten können, sind wir nun am Ausgang der kleinen Porträt-Galerie angelangt. Woher Karl May die Vorlagen bezog, habe ich wenigstens skizziert: Die zeitgenössischen Berufs- und Sozialcharaktere gehören ebenso dazu wie überlieferte Komödien-Karikaturen. Aber den einen oder anderen Zug mag er auch schon in jenen Wissenschaftlern vorgefunden haben, die sich bereits zu seinen Lebzeiten mit ihm und seinem Werk beschäftigten, oft nicht in der besten Absicht. Liegt es da nicht nahe zu fragen, ob das Auge unseres Märchen-erzählers in diesem Falle nicht auch ein wenig in die Zukunft geblickt und stehende Merkmale derer getroffen hat, die sich auch späterhin aus wissenschaftlichem Interesse mit ihm befassen sollen?

Man merkt schon, worauf ich jetzt, im zweiten Teil meines Vortrags, hinauswill: auf die Gesellschaft nämlich vor allem, die Karl Mays Namen trägt und sich seit 1969 ausdrücklich der Erforschung seines Werkes, seiner Lebensgeschichte und Arbeitsumstände widmet. In der nächsten Abteilung meiner Galerie begegnen wir uns also selber, uns, die wir hier sitzen und reden oder auf früheren Tagungen und zu vielfältigen Anlässen geredet haben, die im Jahrbuch der KMG oder ihrem Mitteilungsblatt publizieren, natürlich auch oftmals dicke Bücher geschrieben haben und noch den entlegensten Spuren seines, Mays, Wirkens nachgehen.

Man könnte sich ein kleines Gesellschaftsspiel ausdenken: Welches von den gerade vorbeigezogenen Typen-Porträts passt zu mir? Von welchem Gelehrten-Bilde mag sich Heinz Stolte so angesprochen gefühlt haben, dass er sein wissenschaftliches Œuvre nicht nur mit Karl May beginnt, sondern ihm darin einen hervorragenden Platz eingeräumt hat? Wo mag Hans Wollschläger stehen geblieben sein, in wem hat sich Claus Roxin wiedererkannt oder Martin Lowsky oder Helmut Schmiedt oder Hartmut Vollmer und Dieter Sudhoff, Volker Klotz und Arno Schmidt, Walther Ilmer und Hansotto Hatzig, um nur wenige zu nennen. Kein Zweifel, dass wir zu höchst amüsanten Konstellationen finden würden, wobei vor einigen Bildern ein Gedränge, vor anderen gähnende Leere auffallen könnte. Mit dieser Anregung möchte ich es freilich bewenden lassen – oder vielmehr beinah. Denn manches Bekenntnis, auch mündlich und gesprächsweise, macht meinen Vorschlag ganz ergiebig. Von Claus Roxin wissen wir,

dass ihm die Aufgabe eines Vorsitzenden der Karl-May-Gesellschaft wichtiger war als manch juristischer Ehrensessel. Heinz Stolte hat selber erklärt, wie ihn die alexandrinische Stubengelehrsamkeit der Germanistik zu seiner Dissertation angeregt hat, und Arno Schmidt mit seinem ›Sitara‹-Buch ist mir immer wie der Paläontologe Dr. Morgenstern vorgekommen, der aus den Tiefen der Vergangenheit seine zoologischen Einsichten heraufzieht. Auch einem Don Parmesan bin ich in den Gängen unserer heiligen Hallen schon begegnet, doch werde ich mich hüten, seine Identität preiszugeben.

Meine Absicht geht schließlich in eine andere Richtung, auch wenn ich hin und wieder einen Seitenblick in Mays Gelehrtenkalender werfen werde. Denn die Karl-May-Philologie ist, alles in allem, doch ein rätselhaftes Phänomen geblieben, über das es sich weiter nachzudenken lohnt. Wenn ich die Beweggründe überblicke, die sich in den mehr oder weniger offiziösen Stellungnahmen der Gründungsmitglieder bei dem Geschichtsschreiber der KMG, Erich Heinemann, oder in Vor- und Nachworten vieler Publikationen finden, so erscheinen sie mir alle wie Varianten der Motive, die den jungen Stolte für sein Thema sensibel gemacht hatten. Da war einer der meistgelesenen, wenn nicht der meistgelesene Schriftsteller deutscher Sprache, von dessen Lebensgeschichte ein Sammelsurium von richtigen und falschen Daten, Anekdoten, Lügengeschichten, Gerüchten kursierte, der aber selber unter diesem bunten Gewebe verschwunden war. Dessen Werk nur in unzuverlässigen Ausgaben vorlag. Dessen literarische Absichten, Techniken, Methoden noch gar nicht in den Blick der Literaturwissenschaft gekommen waren, von der Analyse der Einflüsse, der Wirkung, des Rangs ganz zu schweigen. Claus Roxin nennt in seiner Übersicht über die Karl-May-Forschung noch zwei weitere Faktoren: »die in den sechziger Jahren sehr erfolgreichen May-Filme hatten das öffentliche Interesse (...) sprunghaft gesteigert«,³⁰ auch sei die »mit der Studentenrevolution von 1968 an den Universitäten aufblühende Trivialliteraturforschung (...) der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Karl May förderlich«³¹ gewesen. Das sind plausible Gründe: ja, so war es, so sehen wir alle die Ursachen für die Entstehung und den Erfolg einer der größten literarischen Gesellschaften in Deutschland und für die Tatsache, dass Karl May dank ihrer heute zu den meisterforschten Schriftstellern der deutschen Literatur gehört.

Aber es ist nicht die ganze Wahrheit: Das sind zwar die Beweggründe, aber die Bewegung selber speist sich noch aus anderen Quellen, ohne welche die Karl-May-Philologie sich nicht von jenen

alexandrinischen Gebäuden unterscheiden könnte, die schon Stolte in die Arme Mays getrieben haben. Seine Frau Renate Stolte-Batta erzählte später noch einen weiteren Antrieb aus seinem Leben, der für meine These nicht unwichtig ist: Sie nennt die Lektüre des Gymnasiasten Stolte, die ausgerechnet in die Zeit krisenhafter Verhältnisse im Elternhaus fiel.³² Hier fließt ein therapeutisches Motiv ein, wie es für die gesamte Kinder- und Jugendliteratur charakteristisch ist, aber bisher wenig beachtet wurde.

Wie in einem Palimpsest können wir in vielen May-Studien eine Schrift unter dem wissenschaftlichen Diskurs lesen. Das kann die Haltung sein, die man zum Porträtierten einnimmt. Wollschläger berichtet von Mays Kindheit, seinem abenteuerlichen Werdegang streckenweise wie der ältere Bruder, der dem jüngeren burschikos und gelegentlich schulterklopfend Ausreden, Selbsttäuschungen und manches Hirngespinnst austreiben möchte. Er spricht von »albern scheußlichen Erfahrungen«,³³ vom »mystisch verwischten Sinne«³⁴ späterer Erinnerungskorrekturen, vom »miserablen Dienst«,³⁵ den May sich durch seine Tendenz zur Selbstverklärung geleistet habe. Volker Klotz, um ein anderes Beispiel zu geben, geht bei seinen Überlegungen über die »Bündnisse zwischen Illustration und Text in mehrerlei Karl-May-Ausgaben« bezeichnenderweise nicht von der Tradition der Buchmalerei, der Frontispize, der Einblattdrucke aus, sondern von der »besondere(n) Spielart«, die im Kinderbuch seit Ende des 18. Jahrhunderts gepflegt wird.³⁶ Nachdem er die »Ikographie des Deckelbilds« als »visuellen Sog hin zu Karl Mays Abenteuerwelt«³⁷ in Bezug auf Münchmeyer und Union besprochen hat, geht er auf die Titelbilder der grünen May-Ausgabe und den Geniestreich Fehsenfelds und seiner Nachfolger ein, diese nur so weit zu variieren, dass die seit dem frühen Lese-Erlebnis »eingespielte äußerlich-innerliche Einheit der Bände« wiederkennbar bleibt: »Uns, die wir damit aufgewachsen sind, will es so scheinen, als sei ein echter ›Karl May‹ nur dann einer, wenn er just so aussieht und in der Hand liegt.«³⁸ Etwas allzu vorsichtig, doch eindeutig, fällt dann Klotz' Resümee aus: »Vielleicht haben viele heranwachsende Karl-May-Leser den gleichen Zauber empfunden, der über die Augen auch die Finger in Bann schlug und sogar noch das innere Ohr erreichte.«³⁹

Viel häufiger, als es ausdrücklich berichtet wird, sind in uns allen solche Eindrücke wirksam geblieben. Wohl die meisten gelehrten Abhandlungen, die über May geschrieben wurden, erweisen sich schon beim ersten genauen Hinsehen als Rettungen, das heißt als Verschiebung des frühen Zaubers in die Sphäre der Wissenschaft.

Das gilt selbst dann, wenn wir uns an die mehr oder weniger artistischen Fälschungen unseres Autors heranmachen. Also etwa an die von May so phantasievoll ausfabulierten Reiselegenden, die auch der Augenschein verbürgen sollte. Klaus Hoffmann etwa hat sich den wichtigsten von May fabrizierten Indizien zugewandt und das Rätsel der uns allen vertrauten »Romangewehre« gelüftet. Die verschlungene Geschichte ihrer Besitznahme (»Halten wir fest, daß Karl May Silberbüchse und Bären töter, noch nicht aber den Henrystutzen, erst im Jahre 1896 besessen hat.«⁴⁰) und seine »sorgfältige(n) waffentechnische(n) Studien«⁴¹ habe ich schon bei der ersten Lektüre, 1974, als Abenteuergeschichte eigener, nämlich wissenschaftlicher Art gelesen, die es mit dem Initiationstableau bei Meister Henry in St. Louis durchaus aufnehmen kann. Bei Hoffmann klingt auch nicht der leiseste denunziatorische Unterton an, ja die nun wirklich empirisch penible Studie wirkt nicht etwa als Widerlegung, sondern als Fortsetzung, als wissenschaftliches Pendant zu Mays Phantasiegebilden und damit bloß als Überführung in einen anderen Gebrauch, ein anderes Genre, was aber die Substanz nicht berührt.

Und beherrscht nicht eine derartige Versetzung besonders augenfällig ein Buch, das sich dem Thema der Verschiebung auf geradezu phantastische Weise verschrieben und damit in der Karl-May-Gesellschaft gehörigen Skandal gemacht hat? Ich meine natürlich Arno Schmidts ›Sitara‹. Recht besehen bietet der Autor das ganze Arsenal der Psychoanalyse auf, um die schiere Ausnahme-Erscheinung des einstmals begeistert gelesenen Schriftstellers auch in der Entmythologisierung nicht aufgeben zu müssen, sondern eher noch zu überbieten. Dieser Karl May, ein Großmystiker natürlich, dessen »Verkleidungen« auch »alles bisher gewohnte Maß« überstiegen,⁴² habe ihn, Arno Schmidt, zu einer Untersuchung inspiriert, die sich als ein »Gemisch von schöpferischer Zertrümmerung & pantagruelischer Offenbarung«⁴³ präsentierte. Wie das ganze gemeint war, darüber lässt Schmidt in seinem Schlusswort keinen Zweifel. Er attestiert sich selber augenzwinkernd »ungewöhnlich viel Sinn für Komik«, so dass ihm seine »Arbeit periodisch zu einer humoristischen wurde.«⁴⁴ Man braucht nur die Kapitelüberschriften zu lesen, und weiß sofort, woran man ist: ›Vom neuen Gestirn‹, ›Winnetou‹, ›Die Oase im Kaktus‹, ›Das Waldloch des Ulanen‹ usw. usw. Ja, gar kein Zweifel: wir haben hier eine auf ihre eigene Weise verschobene Hommage vor uns. Die Hypothese vom überall verborgenen Sinn in Mays Büchern ist ein idealer Ausgangspunkt für die gelehrte Nachfrage auf Schritt und Tritt: spitzfindig, gedankenspielerisch, possenhaft, auch zotig, aber

immer ganz dicht auf den Spuren alter Leseabenteuer, die, wie jeder Leser Arno Schmidts weiß, nicht nur das ›Sitara‹-Buch hervorgebracht haben.

Nein, ich kann darin keine Beschädigung unseres Autors sehen, sondern nur seine Verpflanzung auf ein neues, vielleicht sogar höheres Podest und zugleich die Rückbindung an die frühen Wurzeln der eigenen schöpferischen Phantasie. Und dahin, ich wage diese These, treibt es uns alle. Welcher Fleiß, welche Findigkeit, welcher Einfallsreichtum steckt allein schon in der Namensphilologie, die den Figuren Mays gewidmet ist, allen voran natürlich Winnetou. Erst kürzlich, Sie alle wissen es, hat Rudi Schweikert mit seiner neuen These auch über die Karl-May-Forschung im engeren Sinne hinaus mediale Aufmerksamkeit erregt. Ihm, so hieß es in der ›Sächsischen Zeitung‹, »könnte etwas Sensationelles gelungen sein: die Lösung des Rätsels um Winnetous Namen«. ⁴⁵ Die Suche nach Bedeutung und Funktion der Namen literarischer Figuren ist eigentlich nichts Ungewöhnliches, ob es sich nun um Wilhelm Meister oder Professor Kuckuck handelt, aber wenn es auch in der ›Süddeutschen Zeitung‹ heißt, Schweikert habe »wohl endlich den Ursprung des Namens Winnetou gefunden!«, ⁴⁶ so ist doch ein eigener Ton angeschlagen: Winnetou ist ein magischer Name, mit ihm verbinden wir sofort den Helden früher Träume, er wirkt wie ein Losungswort für die Suche nach einer verlorenen Zeit.

Aber ist das nicht ein ganz und gar aussichtsloser Wunsch, trägt er nicht sogar regressive Züge? Die Ablösung von der magisch-mythischen Periode steht am Beginn eines unumkehrbaren Bildungsganges, für dessen Dynamik mir zu Anfang Hegel als Zeuge diene. Doch dürfen wir uns getrost von der naiven Fortschrittsidee verabschieden, gerade auch aus der Erbschaft dieses Philosophen heraus. Das Weiterschreiten unseres Geistes aus einer vortheorietischen, vorwissenschaftlichen Welt in die Welt des bewussten Lebens und des Wissens besteht zwar in einer Folge von Aufhebungen, die aber nicht als restlose Ablösungen der jeweils alten durch eine neue Stufe verstanden werden können. In neuer Form und Funktion wirken die vorherigen Stadien als Erbe weiter. Sie können auch Opfer einer Verdrängungsleistung werden. Heraus kommt dann jene Karikatur des Wissenschaftlers, der sich allein auf seine rationalen Verfahren und methodischen Erfordernisse konzentriert und keine andere Dimension seines Handelns zulässt. In der Wissenschaftsgeschichte erscheint er als Prototyp des modernen Naturwissenschaftlers, wie ihn etwa der Initiator des amerikanischen H-Bomben-Projekts Edward Teller verkörpert, der jede moralische, humane Verbindlichkeit seines Tuns

ablehnte. In Mays Gelehrtenpanoptikum sind wir seinem komischen Zerrbild schon begegnet.

Die kleine Abschweifung wird noch bedeutsam werden: wenn ich mich und uns nämlich frage, was die Karl-May-Forschung der Wissenschaft, von deren Methoden und Techniken sie schließlich lebhaften Gebrauch macht, zurückzugeben vermag. Ich ziele dabei gerade auf die Geisteswissenschaften, die sich seit Jahrzehnten fatalerweise bemühen, dem Vorbild der sozusagen exakten Naturwissenschaften sich zu fügen. An dieser Stelle möchte ich erst einmal festhalten, dass eine wichtige, vielleicht die wichtigste Antriebskraft unserer wissenschaftlichen Beschäftigung mit Karl May einer vorrationalen, imaginativen Lebensphase entstammt und wir von ihr nicht allein die Energie, sondern auch unser Erkenntnisinteresse beziehen.

Aus welcher Richtung dieses Interesse kommt, hängt natürlich von der jeweiligen Fachrichtung ab, der wir uns zurechnen. Ob literaturwissenschaftliche oder linguistische Orientierung, ob philosophische oder juristische Perspektive, ob psychologischer oder gesellschaftswissenschaftlicher Vorrang – sie alle und noch mehr sind in dem Spektrum vertreten, das insgesamt genommen die Karl-May-Gesellschaft in ihrer Vielfalt und Lebendigkeit ausmacht. Wobei noch ein Problem zu klären bleibt. Woher jeder von uns auch kommen mag, ob wir aktiv forschend tätig sind oder uns als gedanklich mitproduktive KMG-Mitglieder und also Adressaten verstehen, wechseln wir mit unserem Interesse für Karl May nur den Gegenstand und tun sonst dasselbe, was wir beruflich jeden Tag an anderen Gegenständen erledigen? So dass wir gleichsam unsere Scheinwerfer zwar umschwenken von, sagen wir, dem ›Zauberberg‹ auf ›In den Cordilleren‹, aber diese Scheinwerfer bleiben dieselben? Oder, um wieder das Bonmot Blochs zu bemühen: wird Hegel, auf Karl May gerichtet, ein anderer, als er es vorher war?

Um wieder ein Beispiel zu geben: die Fragestellung, der sich – sozusagen naturgemäß – Claus Roxin verschrieben hat, pointierte er selber in seinem schon klassischen Essay: ›Karl May, das Strafrecht und die Literatur‹.⁴⁷ Dass diese drei Gesichtspunkte nicht unverbunden nebeneinander stehen, sondern einander wechselseitig bedingen und beeinflussen, ist die eigentliche Quintessenz der Untersuchung. In einem Vortrag vor der Berliner Juristischen Gesellschaft: ›Ein ›geborener Verbrecher‹. Karl May vor dem Königlichen Landgericht in Moabit‹, streift Roxin zu Anfang den merkwürdigen Umstand, dass ein »Strafrechtsprofessor (...) diesen Prozeß zum Gegenstand eines Vortrages«⁴⁸ macht, noch dazu vor Fachkollegen zur 750-Jahrfeier der

Stadt. Der Grund war für ihn, wie er es schon im Essay ›Karl May, das Strafrecht und die Literatur‹ formuliert hatte, dass die Justizgeschichte Mays exemplarischen Charakter habe, »weil sein extremes Seelenschicksal sich in zahllosen Zeugnissen mit einer Genauigkeit abbildet, die tiefere Einsichten ermöglicht (...).«⁴⁹ Tiefere Einsichten, so darf man hinzufügen, als im juristischen Alltag höchst bedauerlicherweise sonst möglich sind. Von der Expedition in diese Justizgeschichte bleibt also ein Imperativ zurück, der als eine Art Wegweiser der eigenen Disziplin die Richtung geben kann. Dürfen wir vielleicht sogar vermuten, dass der liberale Strafrechtsreformer, als der Roxin längst Geschichte geschrieben hat, ohne den Einfluss dieser Spielwiese, die May für ihn und uns alle bedeutet, nicht zu denken wäre? Er sei, schrieb er einmal, »seit unvordenklicher Zeit faszinierter May-Leser«.⁵⁰

Fachgrenzen sind Denkgrenzen, und sie hemmen die Entwicklung oft mehr, als dass sie sie befördern. Albert Einstein, also eine unverdächtige Adresse, hat seine Kollegen mehrfach davor gewarnt, sich zu sehr von den Lehrsätzen, Basisaussagen und methodischen Zwängen ihrer Disziplin eingrenzen zu lassen, wenn sie zu neuen Ufern aufbrechen wollen.⁵¹ Der sprichwörtliche Blick über den Tellerrand ist gefordert, aber gar nicht so leicht zu gewinnen. Daher brauchen wir die Spielwiese neben unserer Wissenschaft, doch nicht irgendeine (es gibt auch reizlose, ja stupide Ausprägungen davon), sondern ein »vielfältiges und reiches Spielfeld«⁵² für die Vorstellungskraft, wenn wir Neues schaffen oder (mit Lichtenbergs Wort) »neue Blicke durch alte Löcher werfen wollen«.⁵³ Eine eigene kleine Anekdote gehört hierher. Bei einem gemeinsamen Auftritt hat mich einmal Marcel Reich-Ranicki mit den üblichen Informationen vorgestellt und dann angefügt: »Der Herr Ueding beschäftigt sich auch mit einem ganz unseriösen Thema, nämlich mit Karl May.«

Selbst wenn es uns immer wieder irritiert, aber die vertrauten Züge einer Wissenschaft bilden nur einen kleinen Teil ihrer Fülle an Möglichkeiten ab. Daher gibt es in der Geschichte jeder Disziplin sterile Perioden, in denen sie auf der Stelle zu treten scheint. Sehr lebendig hat uns Heinz Stolte im Vorwort der Neuausgabe seiner Dissertation die Situation geschildert, die er als junger Student an der Universität Jena vorfand. In den Sälen der germanistischen Seminare, erinnert er sich, herrschte

die bewährte Tradition, die ihre Forschungsobjekte aus dem ehrwürdigen Kulturbesitz der Region, aus der Weimarer Klassik und der Jenaer Ro-

mantik sowie dem, was damit zusammenhing, zu erwähnen pflegte. Geprägte Form, erlesene Geistigkeit –, und man sah noch Senioren im langen schwarzen Gehrock und hohem Stehkragen ihre Vorlesungen zelebrieren.⁵⁴

Das war 1934, und in dieser Atmosphäre geriet eine Dissertation über Karl May zwangsläufig in den »Ruch des Ungehörigen und fast Sensationellen«.⁵⁵ Einem Aufsatz des Doktorvaters Arthur Witte liest man in beinahe jedem Satz die Legitimationsabsicht ab, mit der diese erste Dissertation über Karl May durchgesetzt werden musste.⁵⁶ Für viele Jahrzehnte blieb das die Ausnahme von der Regel; die verkrusteten geistigen und institutionellen Strukturen, die Stolte in Jena vorfand, habe ich selber noch in den 60er Jahren erlitten. Auch Martin Lowsky erinnert im Vorwort zu seiner May-Monographie daran, wie gerade der Massenerfolg Mays »die Literaturwissenschaftler degoutierte«.⁵⁷ Das hat sich bedeutend geändert, das Thema ist längst in die Germanistik integriert, Magister-, Doktor-, sogar Habilitationsarbeiten widmen sich ihm ganz ungeniert, der Rechtfertigung in Vorworten oder Gutachten bedarf es nicht mehr. Aber sollen wir das so frank und frei begrüßen, sollen wir befriedigt zuschauen, wie das einst so anstößige Thema im Mainstream der Literaturforschung mitschwimmt? Gibt es nicht vielleicht inzwischen eine zu starke Integration, Akademisierung, Eingemeindung sogar? Und hat nicht jener hannöversche Kollege eigentlich recht, wenn er den Sonderstatus der Beschäftigung mit Karl May inzwischen verloren glaubt?

Indem ich diese Frage formuliere, beschleicht mich tatsächlich ein flaes Gefühl, demjenigen des Westmannes nicht unähnlich, der durch seine Tätigkeit die Grundlagen seines abenteuerlichen Lebens, das Wilde, Freie, Ungeregelte des amerikanischen Westens, zerstört. Aus solch melancholischem Daseinsgefühl lebte Coopers Lederstrumpf, Karl May hat es übernommen für seine Helden Winnetou und Old Shatterhand, und die unverwüstlichen Vorreiter der Karl-May-Forschung scheinen deren Schicksal zu teilen. Alles, was früher ungewöhnlich und regelwidrig war, das Fremde, Exotische, vielfältig Neue unseres Themenfeldes, ist zur Routine geworden. Wohin man blickt, melden sich alexandrinische Fragestellungen, die auch das entlegenste Stückchen May-Erde urbar machen, die letzten Rätsel lösen und allenfalls noch aufregend sind, wenn die Säulen bisheriger Überzeugungen ins Wanken geraten, wie es bei der von Johannes Zeilinger angestoßenen Diskussion um die Erblindung des Knaben Karl der Fall war.⁵⁸

Und weil das nicht nur eine Gefahr ist, sondern offenbar in der Dialektik der Sache selber gründet, lege ich solches Gewicht auf die zwei Qualitäten, die das Thema May auf substantielle Weise von allen vergleichbaren unterscheidet und denen ich heute nachgegangen bin. Sie hängen eng zusammen. Nämlich die Begegnung mit der eigenen Kindheit und, daraus folgend, die spielhafte Qualität der Beschäftigung mit Karl May. Uns allen ist Mays Bekenntnis vertraut: *Ich blieb ein Kind für alle Zeit ...*⁵⁹ Ich habe andernorts in diesem Motiv einen Grundzug aller seiner Geschichten gefunden.⁶⁰ Arno Schmidt dagegen hat ihm aus dieser Kindlichkeit einen Vorwurf machen wollen⁶¹ und bietet doch selber das Beispiel eines Schriftstellers, der von seiner ersten Lektüre (wichtiger als die erste Liebe,⁶² behauptete er) enorm profitierte, auch in seiner Persönlichkeit, und, allen angestrengt intellektuellen Attitüden zum Trotz, manch kindlichen Zug kultivierte.

Und wir? Wird es uns jemals gelingen, über die Figur des Hadschi Halef Omar nachzudenken, ohne sofort die ganze Namenskette mitzuassoziiieren? Seine kindliche Gestalt vor Augen zu sehen, seine Nilpferdpeitsche? Und natürlich seine Sprüche zu hören? Das weltumspannende Tableau der Geschehnisse und Figuren taucht sofort aus den Tiefen unserer Vergangenheit auf, wenn wir auch nur eine kleine Türe öffnen. Ich will es nochmals betonen: Der Ausnahmезustand, der Kindheit heißt, setzt im wie auch immer schattenhaften Nacherleben dessen Energie frei und verändert unser Wissen noch heute. Ob Volker Klotz ohne diese Gestalten schaffende Energie sich so beharrlich auf die glänzenden Abwege der Komödie, Posse, Operette verlaufen hätte? Oder Helmut Schmiedt eine Fülle »subversive(r) Potentiale in der Unterhaltungskultur«⁶³ freigesetzt hätte? Oder Walther Ilmer jede freie Minute den biographischen Spuren Mays in seinem Erzählungen gefolgt wäre? Oder, ganz bescheiden sei es angefügt: ich hier vor Ihnen stünde und abermals eine Tagungsrede hielte? Von der Wechselbeziehung zwischen Hegel und Karl May als den Quellen der Philosophie der Utopie und des Prinzips Hoffnung habe ich schon gesprochen.⁶⁴ Lassen Sie mich, nun des Näheren auf das Thema der Kindheit bezogen, ein anderes Bonmot Blochs zitieren, das einen seiner Essays in der »Frankfurter Zeitung« über May einleitet: »Auch was Knaben gern lesen, gerät ihnen gut.«⁶⁵ (Dass Bloch hier die Mädchen noch nicht nennt, hat einen simplen Grund: bis weit ins 20. Jahrhundert hinein galt unser Autor als klassische Jungen-, nicht als Mädchenlektüre.) Es kann etwas dauern, bis solche Jugendlektüre gut gerät, doch dann wächst manchmal daraus sogar eine ganze literarische Gesellschaft.

Womit ich die zweite eigenartige Wirkung der »ersten Lektüre« meine: die besondere Spielwiese, die mit Mays Namen und Werk verbunden ist. Gewiss, auch andere literarische, kulturell orientierte Gemeinschaften sind Spielformen, und unser soziales Leben wird durchaus von dem so alten Dualismus von »panem et circenses« geprägt. Doch unser Karl-May-Spiel schert aus dieser Reihe bedeutend aus, es inspiriert freies Handeln auf ungewöhnliche Weise und anders, als das in Goethe-, Schiller- oder Hegel-Gesellschaften möglich ist. Unsere Spielwiese ist exterritorial zu den Gesetzen der instrumentellen Vernunft oder gebraucht sie zu ihren eigenen Zwecken, sie entfaltet sich als Alternative zu den isolierten Prinzipien der Rationalität und vermittelt sie höchst intensiv mit den Gefühlen, den Affekten. Ein Spiel fast unbegrenzter Möglichkeiten, zu denen die penible philologische Analyse ebenso gehören kann wie die metaphysische Spekulation oder das Herauspräparieren von Lebensspuren noch in peripheren Romanepisoden. Traumfarbe beleuchtet jedes dieser Spiele.

Und was ist nun die Moral all dieser Professorenspiele, die ich uns vor Augen geführt habe? – Erhalten wir uns dieses Stück surrealistischer Montage auf unserer May-Spielwiese, widerstehen wir der Routine, dem Methodenzwang, dem Dogmatismus all der Wissenschaften, die uns sonst an ihre Ketten gelegt haben. So dass ich jedem Mitspieler sozusagen im Stil und Geist Karl Mays die Märchenparole mitgebe: Vergiss das Beste nicht!

- 1 Ernst Bloch: *Tendenz – Latenz – Utopie*. Frankfurt a. M. 1978, S. 373. – Der »Satz aus seinen [Blochs] Jünglingsjahren« wird oft auch in der von Landmann überlieferten Form zitiert: »Es gibt nur Karl May und Hegel, alles dazwischen ist eine unreine Mischung.« Vgl. Michael Landmann: Ernst Bloch im Gespräch. In: Ernst Bloch zu ehren. Beiträge zu seinem Werk. Hrsg. von Siegfried Unseld. Frankfurt a. M. 1965, S. 358.
- 2 Vgl. Gert Ueding: *Utopie in dürrer Zeit*. Studien über Ernst Bloch. Würzburg 2009, S. 124ff.
- 3 Vgl. Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Phänomenologie des Geistes*. Hrsg. von Johannes Hoffmeister. Hamburg 1952, S. 148.
- 4 Ernst Bloch: *Subjekt – Objekt*. Erläuterungen zu Hegel. Erweiterte Ausgabe. Frankfurt a. M. 1962, S. 59.
- 5 Ebd., S. 60.
- 6 Claus Roxin: *Geleitwort des Ehrenvorsitzenden*. In: Erich Heinemann: *Dreißig Jahre Karl-May-Gesellschaft 1969-1999*. Husum 2000, S. 14.
- 7 Hegel, wie Anm. 3, S. 25.
- 8 Karl May: *Wanda*. In: *Der Beobachter an der Elbe*. 2. Jg. (1875), S. 512; Reprint der Karl-May-Gesellschaft. Hamburg 1996.
- 9 Ebd., S. 527.
- 10 Vgl. Karl May: *Waldröschen oder Die Rächerjagd rund um die Erde*. Dresden 1882-1884, S. 4, 603, 614; Reprint Leipzig 1988f.
- 11 Ebd., S. 1625.

- 12 Vgl. ebd., S. 1508, 1625.
- 13 Karl May's Gesammelte Werke Bd. 79: Old Shatterhand in der Heimat und andere Erzählungen aus der Werkstatt. Bamberg/Radebeul 1997, S. 21-253 (34).
- 14 Ebd., S. 22.
- 15 Ebd., S. 76.
- 15 Ebd., S. 23.
- 17 Karl Mays Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Abt. III Bd. 5: Das Vermächtnis des Inka. Hrsg. von Hermann Wiedenroth/Hans Wollschläger. Zürich 1990, S. 93 et passim.
- 18 Vgl. Jean Paul: Werke in 6 Bdn. Hrsg. von Norbert Miller. Bd. 6: Dr. Katzenbergers Badereise. München 1963, S. 77-363.
- 19 Karl May: Der Scout. Reiseerlebnis in Mexico. In: Deutscher Hausschatz. XV. Jg. (1888/89), S. 171; Reprint in: Der Scout – Deadly Dust – Ave Maria. Hrsg. von der Karl-May-Gesellschaft. 2. veränderte und erweiterte Auflage. Hamburg 1997. Auch in: Karl May: Gesammelte Reiseromane Bd. VIII: Winnetou, der Rote Gentleman. 2. Band. Freiburg o. J. [1893], S. 12; Reprint Bamberg 1982.
- 20 Vgl. Karl Julius Weber: Demokritos oder Hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. 3 Bde. Halle 1935.
- 21 Karl Mays Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Abt. III Bd. 3: Die Sklavenkarawane. Hrsg. von Hermann Wiedenroth/Hans Wollschläger. Nördlingen 1987, S. 604.
- 22 Ebd.
- 23 Karl May: Gesammelte Reiseromane Bd. I: Durch Wüste und Harem. Freiburg o. J. [1892], S. 84; Reprint Bamberg 1982.
- 24 Karl May: Gesammelte Reiseerzählungen Bd. XXX: Und Friede auf Erden! Freiburg o. J. [1904], S. 135; Reprint Bamberg 1984.
- 25 Ebd., S. 136.
- 26 Karl May: Babel und Bibel. Arabische Fantasia in zwei Akten. Freiburg 1906, S. 23 (1. Akt, V. 31); Reprint Norderstedt o. J. [2004].
- 27 Ebd., S. 193 (2. Akt, V. 879/880).
- 28 Karl May: Briefe über Kunst II. In: Der Kunstfreund. Zeitschrift für alle Freunde der schönen Künste. XXII. Jg. Neue Folge. 1906. Nr. 12, S. 197-199 (197); Reprint in: Karl May. Leben – Werk – Wirkung. Eine Archiv-Edition. Hrsg. von Ekkehard Bartsch. Abteilung I: Leben. Gruppe a: Biographische Selbstzeugnisse. Heft 3; im Internet unter <http://dza.tessmann.it/tessmannPortal/Medium/Seite/20005/213> [5. 6. 2014].
- 29 Karl May: Mein Leben und Streben. Freiburg o. J. [1910], S. 137; Reprint hrsg. von Hainer Plaul. Hildesheim/New York 1975.
- 30 Claus Roxin, zit. nach Erich Heinemann: Eine Gesellschaft für Karl May. 25 Jahre literarische Forschung 1969-1994. Husum 1994, S. 27.
- 31 Ebd.
- 32 Vgl. Renate Stolte-Batta: Der Literaturwissenschaftler Heinz Stolte (1914-1992). Leben, Werk und Wirkung. Frankfurt a. M. u. a. 2007, S. 33f.
- 33 Hans Wollschläger: Karl May. Grundriß eines gebrochenen Lebens. Göttingen 2004, S. 18 (Erstausgabe: Hans Wollschläger: Karl May in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek 1965, S. 14).
- 34 Ebd., S. 9 (Erstausgabe S. 8).
- 35 Ebd., S. 65 (Erstausgabe S. 46).
- 36 Vgl. Volker Klotz: Erzählte und bebilderte Abenteuer. Bündnisse zwischen Illustration und Text in mehrerlei Karl-May-Ausgaben. In: Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft (Jb-KMG) 1993. Husum 1993, S. 92-115 (96).
- 37 Ebd., S. 107.
- 38 Ebd., S. 110.
- 39 Ebd., S. 115.
- 40 Klaus Hoffmann: Silberbüchse – Bären töter – Henrystutzen, »das sind die drei berühmtesten Gewehre der Welt«. Herkunft, Wirkung und Legende. In: Jb-KMG 1974. Hamburg 1973, S. 74-108 (74, 87).

- 41 Ebd., S. 95.
- 42 Arno Schmidt: Sitara und der Weg dorthin. Eine Studie über Wesen, Werk & Wirkung Karl May's. (Bargfelder Ausgabe. Werkgruppe III. Essays und Biografisches Bd. 2) Zürich 1993, S. 285 (Taschenbuchausgabe: Frankfurt a. M. 1969, S. 261).
- 43 Ebd.
- 44 Ebd.
- 45 Caroline Pollmer: Guter Winnetou, schöner Winnetou. In: Sächsische Zeitung 18. 1. 2011, <http://www.sz-online.de/nachrichten/guter-winnetou-schoener-winnetou-322276.html> [5. 6. 2014].
- 46 Harald Eggebrecht: Der wahre Winnetou. In: Süddeutsche Zeitung 11. 1. 2011, S. 14. – Pollmer und Eggebrecht beziehen sich auf: Rudi Schweikert: Sich einen Namen wählen (6): Winnetou. Auch zu Figurenbenennungsstrategien Karl Mays. Mit einem Anhang zu Winnetous Aussehen. In: Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft 166/2010, S. 2-15.
- 47 Vgl. Claus Roxin: Karl May, das Strafrecht und die Literatur. In: Jb-KMG 1978. Hamburg 1978, S. 9-36; auch in: Ders.: Karl May, das Strafrecht und die Literatur. Essays. Hrsg. von Gert Ueding. Tübingen 1997, S. 48-81.
- 48 Claus Roxin: »Ein »geborener Verbrecher«. Karl May vor dem Königlichen Landgericht in Moabit«. In: Jb-KMG 1989. Husum 1989, S. 9-36 (9); auch in: Roxin: Strafrecht Essays, wie Anm. 47, S. 82-117 (82).
- 49 Roxin: Strafrecht, wie Anm. 47, Jb. S. 22f.; Essays S. 67.
- 50 Claus Roxin, zitiert von Gert Ueding in: Vorwort. In: Roxin: Strafrecht Essays, wie Anm. 47, S. 7.
- 51 Vgl. Paul Feyerabend: Wider den Methodenzwang. Frankfurt a. M. 1986, S. 31, 377ff.
- 52 Paul Feyerabend: Wissenschaft als Kunst. Frankfurt a. M. 1984, S. 149.
- 53 Georg Christoph Lichtenberg: Sudelbücher. In: Schriften und Briefe. Hrsg. von Wolfgang Promies. Bd. 1. München 1968, S. 585 (Heft F 879).
- 54 Heinz Stoltz: Der Volksschriftsteller Karl May. Beitrag zur literarischen Volkskunde. Reprint der Erstausgabe von 1936. Mit einem Vorwort des Verfassers. Bamberg 1979, S. VI.
- 55 Ebd., S. V.
- 56 Vgl. ebd., S. VIII-XIII. – Der Aufsatz Wittes, der auf seinem Gutachten beruhen dürfte, war für das Karl-May-Jahrbuch vorgesehen, blieb jedoch ungedruckt. Stoltz zitiert ihn auszugsweise in seinem Vorwort.
- 57 Martin Lowsky: Karl May. Stuttgart 1987, S. XI.
- 58 Vgl. Johannes Zeilinger: Karl Mays frühkindliche Blindheit – eine Legende? In: Jb-KMG 2000. Husum 2000, S. 179-194; sowie ders.: Autor in Fabula. Karl Mays Psychopathologie und die Bedeutung der Medizin in seinem Orientzyklus. Materialien zum Werk Karl Mays Bd. 2. Husum 2000, S. 17-30.
- 59 May: Mein Leben und Streben, wie Anm. 29, S. 33.
- 60 Vgl. Gert Ueding: »Ich blieb ein Kind für alle Zeit«. Über ein Lebens- und Schreibmotiv Karl Mays. In: Jb-KMG 2005. Husum 2005, S. 231-247. Auch in: Gert Ueding. Utopisches Grenzland: Über Karl May. Tübingen 2012, S. 13-37.
- 61 Vgl. Schmidt: Sitara, wie Anm. 42. Bargfelder Ausgabe S. 156, Fischer Bücherei S. 140f.
- 62 Vgl. Arno Schmidt: »Meine Bibliothek«. In: Ders.: Essays und Aufsätze 2. (Bargfelder Ausgabe. Werkgruppe III. Essays und Biografisches Bd. 4) Zürich 1995, S. 361-368 (365).
- 63 Helmut Schmiedt: Dr. Mabuse, Winnetou & Co. Dreizehn Klassiker der deutschen Unterhaltungsliteratur. Bielefeld 2007, S. 7.
- 64 Vgl. Ueding: Utopie, wie Anm. 2, S. 124ff.
- 65 Ernst Bloch: Erbschaft dieser Zeit. Erweiterte Ausgabe. Frankfurt a. M. 1962, S. 169.